

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

21) Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

7.

Es war sehr früh am Morgen. Das wollüstige Behagen der Natur lag noch über der Pflanzenwelt. Die Pflanzen dehnten und reckten sich thauschwer im Sonnenschein; man sah förmlich, wie sie sich entfalteten und wuchsen. Ein rasches, farbenreiches Leben erfüllte die Schnecken, die Glocken, die Schalen, die Muscheln der Blumen, und das im Dunkeln zusammengesetzte Raß durchtränkte die Blätter, die Grassalme, die Kelsche, durchtränkte förmlich all diese frischen Formen.

Guy, der auf dem Lande ein Frühaufsteher war, wendete seine Schritte dem Flusse zu.

Ein leichter Dunst lag noch in der Luft; kurze Windstöße zerstäubten ihn. In durchsichtigen Felsen blieb er schleiergleich an den Pfeilern der Pappeln, an den Erlen und Weiden hängen, und nach und nach wurde auch der Fluß glänzender, und heller spiegelten sich in ihm der kristallklare Himmel, die gewundenen Ufer und die kleinen Inseln.

Die Stunde hatte etwas Geheimnisvolles. Sie schien erfüllt von glühenden Verheißungen, von Freiheit, von Fruchtbarkeit und gleichzeitig erschreckend, fast drohend.

Guy, der erst den Park und dann eine große Wiese durchschritten hatte, befand sich in einer kleinen Bucht, im Schatten vor einem jener kaum bewegten Wasser, wo der Fluß zum Teich wird. Dort wucherten die Pflanzen duftend und mild. Man fühlte daselbst ein merkwürdiges Arbeiten, die ganze Unendlichkeit des Getriebes, das Weben der Wurzeln und Stiele, des Blätterwerks und der Ranken; und alles, was ihre Gestaltung die Jahrhunderte an schöpferischer Kraft gekostet haben mag. Ein Laubfrosch im glühenden Gewande schwamm aus dem Schatten ins Licht, unsichtbar schlug eine Amsel, eine Wasserratte glitt leise am Rande einer Insel dahin und überall tauchten kleine Meisterwerke empor, geschnitten, emailliert, gefirbt, Smaragde in Spitzen gehüllt, Saphire im Goldschmud, Perlen auf Silbergrund, Rubinen in seidiger Umrahmung, Tropfen von Kupfer, Bronze und Kristall, Feuerzungen, Regenbogenatome, zarte, schwebende Wölfschen, die ganze Wunderwelt, die man Insekten nennt.

Guy war nicht besonders empfänglich für die Poesie der Dinge. Ein schönes Tier erweckte in ihm den Gedanken an die Jagd und ein Wasserspiegel die Lust zum Baden oder zum Rudern. Trotzdem erfüllte auch ihn einen Augenblick das Gefühl einer heiligen Kraft und einer unerklärlichen Freude. Das Auge auf das klare Wasser gerichtet, unter dem leicht und gewandt Fische dahinschwammen, fühlte er in seinem ganzen Körper eine Harmonie, ein Wohlgefühl der Gesundheit, das in vollem Einklang mit dem Zittern der Pappeln, dem leisen Anschlage der Wellen und dem berausenden Duft der Pflanzen stand. Aber bald stellte sich jenes Gefühl der Leere ein, das den erhabensten Momenten folgt. Dimpf hatte er das Begehren nach etwas anderm, als all das war, was er besaß und vorher besessen hatte. Das ist das tiefe Gesetz des Daseins: dem vollen Bewußtsein des Glückes und der Kraft folgt unerbittlich die Unruhe des Verlangens.

Ein leichtes Geräusch veranlaßte Herbeline, sich umzuwenden. Er war überrascht, Marguerite Dufrène vor sich zu sehen, die am Rande der Bucht vorüberging. In einer Art leichter Tunika gehüllt, mit den losen Haaren, die in lockigen Strähnen niederhingen und nur in der Höhe leicht von zwei kleinen Schildkrötkämmen zusammengehalten waren, erschien sie wie die Nymphe, die Fee, das unsterbliche Wesen, dem die Alten und die Völker des Mittelalters eine geheimnisvolle Herrschaft über Flüsse und Quellen, Bäume und Wiesen zuschrieben.

Beim Anblick des Doktors war sie stehen geblieben. Sie schien verwirrt, aber von jener trotzigen Verwirrung, wie sie schönen, jungen Mädchen eigen ist.

Herbeline betrachtete Marguerite, und in den Reflexen der Wellen, in diesem sozusagen lebensschwangeren Richte

schien es, als zöge sie aus allem Lebenden eine leichte, so lebhaft, so freie Grazie, daß sie sich mit gar nichts aus seinen Erinnerungen an weibliche Schönheit vergleichen ließ.

Inzwischen hatte sie ihren Weg wieder aufgenommen, und da sie in der Richtung auf Herbeline zuzug, waren sie bald nur wenige Schritte von einander entfernt.

„Sind Sie aber zeitig auf!“ sagte er lächelnd.
„Nur meinem Vater zuliebe,“ antwortete sie. „Er liebt die ersten Stunden des Tages; ich würde es vorziehen, länger am Abend aufzubleiben. Ich kenne nichts Angenehmeres als die Sommernacht . . .“

„Man muß das Tageslicht lieben! . . . Die Stunden der Nacht machen mir den Eindruck verlorener Stunden. Man muß sie eigentlich verschlafen, wenn man nur kann.“

„Ja, im Winter, weil das Lampenlicht traurig ist! Aber im Sommer, da finde ich, man an schönen Abenden völlig wie im Himmel ist. Man glaubt, die Sterne zu berühren . . . man hat das Gefühl, als bewegte man sich zwischen ihnen, wie zwischen den Blumen eines Gartens . . .“

„Ah, wirklich!“ sagte er beäusigt.

Ihre Blicke kreuzten sich; der des Mannes war klar und doch undurchdringlich, der des jungen Mädchens dunkel, tief, unendlich, aber alle Empfindungen und alle Gedanken schienen in ihm zusammenzufließen. Ein kurzes Schweigen trat ein. Auf's neue erfüllte der Wunsch nach Kampf, nach neuen Dingen die Seele Herbelines. Im Bannkreis dieses jungen Mädchens nahm dieses Verlangen etwas Verwundenes, Wollüstiges und doch Unbestimmtes an, wie jene Düste, die von weit her kommen und die sich in allen Düften der Erde, der Wasser und des Laubes verbergen.

Und dieses Gefühl vermengte sich seltsam mit einer plötzlichen Vision des alten, auf den Boden hingestretten Plessis und der Schublade mit den Banknoten . . .

„Wenn sie wüßte!“

Er sah das Entsetzen und die Verachtung in diesen göttlichen Augen, und im selben Augenblick zogen andre, groteske und schreckliche Bilder an ihm vorüber: das Gefängnis, Verbrecher, unbekannte Wesen, Nummern, und zwischen ihnen allen er, Guy Herbeline. Marguerite erschien ihm nur um so reizvoller. Er fühlte etwas Demütiges sein ganzes Wesen durchdringen.

„Zhr danke ich alles!“ dachte er.

Mit einem leichten Schauer dachte er an jenen Herbeline, der vor zwei Jahren die Fälligkeiten erwartete, und für den der materielle Zusammenbruch nur eine Frage von Tagen war. In welcher schmutzigen Vorstadt, in welcher elenden Spelunte hätte dann sein Dasein geendet!

Und nun dagegen! Niemand wußte es, niemand würde je etwas davon erfahren! Reich und von Glück umgeben würde er altern. Nun denn . . . ?

Er schüttelte den Kopf, wie um diese Träumereien abzurütteln, die ihn übrigens wenig beunruhigten, und begann wieder:

„Die Vorliebe für die Nacht ist eine Art kleiner Krankheit, mein Kind, eine Manie. Wir sind Wesen, die geschaffen sind, am Tage zu leben, und der Tag ist es, der uns schön erscheinen muß. Am Abend sind diese Pappeln, diese Zitterpflanzen, diese Blumen und diese leuchtenden Insekten und dieses schöne klare Wasser nur noch Flecken, Schatten, unbestimmte Phantome. Die Nacht dem Tage vorzuziehen heißt dem Knochen eines Koteletts vor diesem selbst den Vorzug geben!“

„O nein!“ widersprach sie lebhaft, „das heißt das Aroma des Kaffees dem Geruch eines Bratens vorziehen.“

Er lachte und reichte dem jungen Mädchen die Hand.

„Man sieht Sie doch heute früh? Madame Monteaug kann ja gar nicht mehr ohne Sie leben.“

„Ja, sie ist so gut, so gut!“ sagte das junge Mädchen, indem es sich entfernte. „So gütig wie Sie!“

Er sah ihr nach, wie sie dahinging. Plötzlich fühlte er sein Herz froh, fast kindlich fröhlich. Sein Wunsch nach Eroberungen war verschwunden. Er empfand eine wohlvollende, brüderliche, zärtliche Fröhlichkeit. Nie hatte er sich so „entföhnt“ geföhlt, wie in diesem Augenblick. Das Wort des jungen Kindes klang in seinen Ohren, bald wie eine Zärtlichkeit, bald wie das herrlichste Vergeben. Er sagte sich:

„Wenn ihr Glück nur von meinem Willen abhängt, wird sie das glücklichste aller Wesen werden. Ihr Glück ist mein Glück...“

Er wiederholte fast abergläubisch:

„Mein Glück!“

Und Marguerites Glückseligkeit wurde sein Talisman, sein Amulett, die geheimnisvolle Waffe, mit der das Schicksal besiegt werden mußte.

Da erbehte er. Ein lauter Schrei ließ sich hinter den Weiden vernehmen. Er glaubte die Stimme des jungen Mädchens zu erkennen. Seine Bewegungen waren lebhaft, rasch und sicher.

(Fortsetzung folgt.)

Die zeichnenden Künste.

Winter-Ausstellung der Berliner SeceSSION.

Aus den 1150 Einzelnummern heben sich wieder, wie im Vorjahre, eine Reihe Einzelkollektionen heraus. Damals waren es Greiner, Steinlen, Lantrec, danach Liebermann, L. v. Hofmann, Th. Th. Heine, die speziell die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Diesmal sind es von Ausländern Beardsley, Vesnard, Rodin, Münch. Danach kommen Slevozt, Lejitzow, Käthe Kollwitz.

Niemand hat wohl von dem energischen und trefflicheren Plastiker Rodin so verwaschene Skizzen und Studien erwartet. Bei Rodin dient eben die Skizze nur als augenblickliche Studie, als Vorarbeit zu dem großen, dem eigentlichen Werk. Es ist nichts Selbständiges für sich. Sie sollen ihre eigentliche Auferstehung erst im Stein, im Marmor finden. Im Hinblick darauf sind sie gedacht. Dabei stellt sich heraus, welcher wesentlichen Faktor das Material hier bildet. Auf dem Papier sehen die Entwürfe charakterlos, verblasen, konturlos und verwischt aus. Wenn die Flächen des Steins sich erst runden, wird alles ein eigenartiges Leben erhalten. Und gerade Rodin verleiht dem Stein eine Lebendigkeit, die aus totem Stoff gewedt erscheint und hervorzuquellen und zu quellen scheint. Es spricht für den Plastiker Rodin, daß seine zeichnerischen Vorarbeiten einen selbständigen Wert für sich eigentlich nicht besitzen. In leichten Bleistiftstrichen ist der Umriss einer Figur angedeutet. Innerhalb dieser oberflächlich gezogenen Grenzen verfließt die Farbe. Flächenhaft wirkt das Ganze. Ein ausgetuschter Umriss. Ohne eigentliche Licht- und Schattwirkung, die die körperlichen Formen modellieren sollte. Wäre nicht Rodin der Urheber, niemand würde sie ansehen, und wer sie ansehen würde, würde sie als Unfähigkeiten abtun.

Der achteitlige Chylus „Das Gebirge“, den Vesnard ausstellt, steht künstlerisch nicht auf der Höhe, die man bei Vesnard nach dem, was er bisher leistete, voraussetzen darf. Schon einmal gab er dekorative Entwürfe. Es waren Wandbilder für ein Hospital. Dort galt es, Menschen darzustellen, die ganze Menschheit in einzelnen Typen, wie sie von Not und Krankheit bedrückt wird. Damals gelang Vesnard die Aufgabe. Die feine Ausarbeitung einzelner Charaktere ist seine Stärke. Hier aber ist die Absicht zu sehr im bloß Dekorativen stecken geblieben. Etwas leidig Oberflächliches liegt über diesen hohen Leinwandflächen, die mit den grellen Plafatfarben in Blau, Grün und Grau heruntergemalt sind. An Technik fehlt's nicht. Wohl aber an innerer Beziehung zu dem dargestellten Gegenstand. Uns sagt das Gebirge etwas. Dieses Gebirge sagt uns aber weiter nichts, als daß Vesnard es ausersah, ihm zu einem dekorativen Entwurf zu dienen, und daß er in der Ausführung dieser Absicht scheiterte. Anders sind die Radierungen Vesnards zu werten. Der Chylus „la femme“ ist einfach in dem Gegenständlichen, dem Stofflichen und wuchtig in der Handhabung des Technischen. Doch auch hier merkt man leise einen gleichen Mangel. Er will ein Schicksal schildern. Aber er überzeugt nicht so recht. Es ist ein Klügeln, ein Rechnen. Nur in der Farbe, nur da, wo Vesnard rein malerisch wirken kann, herrscht er souverän: im Wilde. Er kommt also hier nicht zur Geltung.

Der Norweger Münch begegnet noch immer — und das ist erklärlich — Mißverständnissen. Viele, die sonst leicht ein Verständnis für fremde Individualitäten aufbringen, gehen mit ihm nicht mit. Gerade er hat in diesen mannigfaltigen Techniken — Zinkätzung, Radierung, Lithographie, Kaltnadel, Holzschnitt — erstaunlich Feines geleistet. Er sucht immer neue Wege und ist in wahren Sinne selbständig. Gerade weil er so persönlich sich giebt und hinter dem Technischen noch etwas andres sucht, darum löst er oft ab. Er läßt sich nicht von Mißsichten betreten. Er hat eine eigene Art zu sehen und beugt sich, in der Wiedergabe dieses Geschehenen, nie irgend einer Schablone. Hier, bei den in den verschiedensten Techniken ausgeführten Einzelblättern, legt er nur Zeugnis ab von seinem vielseitigen Können. Hier triumphiert sein Können. Nicht nur technisch bedeutet das einen vollen Accord, auch das Stoffgebiet umspannt alles, von der einfachen Skizze nach der Natur bis zu phantastischer Symbolik. Einfache Strahentypen in ausserlesener Feinheit der Charakteristik, Porträts, die das Wesen

des Dargestellten wie in einem Punkt zusammenfassen, beinahe zusammenpressen. Gesellschaftsstudien, die die Karikatur schon streuen. Bis zu schneidender Phantastik, die schrill das Ganze überläßt. Das neben steht dann ein einfach zartes Gedicht „Am Fenster“. Morgensonne stutet herein ins Zimmer. Feiertäglich. Ein Kind schleicht sich in der Frühe aus dem Bett, auf Zehenspitzen zum Fenster, hebt jachte den Vorhang. Das Licht fließt herein.

Das, was bei Münch Teil eines Ganzen bleibt, das als solches dann bestrebend wirkt, wird bei dem Engländer Beardsley allein herrschend. In ihm triumphiert ein Können, dem es an dem eigentlich Gegenständlichen, dem Stoff gebricht. Diese Unfähigkeit der Fülle des Lebens gegenüber, die noch tausend und abertausend Formen, Probleme und Möglichkeiten birgt, wird zum Ausgangspunkt neubildnerischer Funktionen. Das ist der Fluch des nie ruhenden Geistes, daß er sich da den Schein zu borgen versteht, wo die Leere gähnt. Beardsleys Kunst ist eine Linie, übermäßig entwickelt und mit allen möglichen raffinierten Mitteln umhüllt. Dieser Engländer, dessen Können so einseitig war, daß es scheinbar einen Wert beanspruchte zu können glauben, ist augenblicklich sehr in Mode gekommen. Er mündet — und das begünstigt diesen Umstand — fernab von allem tiefen und tüchtigen Leben, in die schillernden Kreise einer brüchigen Gesellschaftskunst hinein. Hier jongliert er mit der hohlen Blasiertheit, die dem eigen ist, der über seine vier Pfähle nicht hinwegsehen vermag. Der innerlich Leere strebt zu dem innerlich Leeren, d. h. zu einer Gesellschaftsklasse, die ihm mit ihren Launen lohnt. Daß sich damit ein formales Können herausdestilliert, ist selbstverständlich. Sonst wäre ja überhaupt nichts daran, und es wäre nicht einmal wert, verläßt zu werden.

Nicht Rodin, nicht Münch, nicht Beardsley, nicht Vesnard, die alle mit so zahlreichen Blättern vertreten sind, fesseln auf die Dauer. Lejitzow, Slevozt, K. Kollwitz sind die Sieger. Unter ihnen ragt eine besonders hervor, eine Frau: Käthe Kollwitz.

In ihr hat man eine gerade und ehrliebe Freude. Diese Künstlerin giebt nie etwas, das nicht eine geistige und seelische Verknüpfung mit dem Stoff zeige. Ein herber, fast fanatischer Ernst, ein Können, das nie hinwegzudenken will über lahm Stellen, ein Streben, das nie in Einzelheiten sich verkrücht. Groß ist die Linie ihres Könnens und groß der Kern ihres Wollens. Man braucht dabei gar nicht an dem Gegenständlichen haften zu bleiben. Der „Bauernkrieg“ und der „Weberaufstand“ sind bekannt. Hier fesselt die Gewalt und die Einfachheit der Linien. Es fehlt jedes Hebetuchern des Details. Die Gesichter dieser abgearbeiteten und bedrückten Menschen sind frei von jener überflüssigen Empfindsamkeit, die die Wahrheit nur scheut und das Glend anderer zum Spiel der eignen Launen erniedrigt. Mit unerschütterlichem Ernst und Verneiner und herrlicher Sachlichkeit versteht es diese eigenartige Frau, den Kern einer ganzen Bewegung zu packen, ohne viel zu tusteln und zu deuteln. Dabei wird ihre Linie nie kraß, und ihre Töne hallen nie zu laut. In einer ganz einfachen und natürlichen Geste hält sie einen ganzen Charakter gebannt, so unbetonet und still, daß man meint, diesen Menschen sofort durch und durch zu sehen. So prägt er sich ein. In dem Kopf einer Frau giebt sie trefflicher jenes ermattende Hängenlassen wieder, das das tiefe, gänzliche Ermüden nach schwerster, körperlicher Arbeit hervorruft, jene Würdigkeit, die bis ins Mark sich eingräbt. Und prachtvoll sind die vier Studien nach einem kranken Kinde. Hier bringt Käthe Kollwitz das Schlummernde, Lässige, Liegende nach langer Betrübte meisterhaft zusammen. So eint sich das Können hier zu einem fest umrissenen Wilde. Es ist bewunderungswürdig, was diese Frau leistet. Bei ihr redet man nicht mehr von Technik.

Slevozt ist ein Fabulist, der mit Freuden der Fülle der Erscheinungen nachgeht. Wie gefunden ist für ihn das Märchen aus „Tausend und eine Nacht“, das er illustriert. Er versteht es, sich mitten hineinzubersetzen in all die seltsamen Situationen, die die lebendige Phantastik eines fremden Volkes einmala erfann. Seine Farbe fließt in leichten Linien. Formt sich hier zu bunten Tänzen; da zu nächtlichen Räuber-scenen. Hier sinnt ein Nadi und da hocht ein Wanderer in finsterner Höhle. Und immer spürt man die Lust und die Wärme heraus, die seine Empfindung leitete. Dann sind noch Tierstudien bemerkenswert. Augenblicklich sicher in der Erfassung des Charakters des Tieres, das er darstellt. Ein Blick genügt: Wir sehen, wie dieses Tier fühlt und lebt. Es sind einfache Studien, ohne viel Präzension, fein beobachtet und sachlich wiedergegeben. Es lohnt, daß man sie lange betrachtet. Eine Treue der Arbeit, die sich durch sich selbst rechtfertigt. Die selbstverständliche Ruhe so zu packen — wie ein solches Tier so aus dem Bild herauskudt —, ist schwerer als es scheint.

Von Lejitzow könnte Vesnard lernen, was das Gebirge sein kann. Es sind sechs Aquarelle da, Gebirgslandschaften aus Gastein. Mit starker und kühler Objektivität gegeben, hinter der doch innere Wärme und Anteilnahme wirkt. Es sind dadurch mehr als bloße Schilderungen eines Fleckchens Erde. Der große Vortrag hebt den Gegenstand aus der Sphäre der bloßen Wiedergabe. Andererseits ist nicht der Pfad der Wirklichkeit verlassen. Es ist eine Mittellinie, die den Zufall erhöht und bleibend macht, ohne die Natur zum Spiel der Launen zu mißbrauchen. Und die Lusttöne dieser Gebirgsgegend sind vorzüglich gelungen. Klar und kühl und fremd stehen diese Niesen in der spiegelhellen Luft. Der Umfang der Bilder ist klein gegen Vesnards hohe Flächen.

Diese kühle Objektivität des Sehens, die kondensiertes Gefühl ist, das den Gegenstand ganz außer sich selbst stellen will, wird bei Liebermann zur Kälte. In den Bildern, die er diesmal ausstellt, fehlt die seelische Verknüpfung. Es sind Probierstücke, in erlesenen Farben zusammengestellt — aber es fehlt etwas. Diese Meister und Meisterinnen und badenden Jungens am Strande heben sich wohl lustig ab gegen den Himmel und die See. Das Räumlich ist, wie immer bei Liebermann, durch die sparsame Verwendung der Mittel frei und leicht. Doch bringt die Freiheit nicht über die Kälte hinweg. Diese Studien machen einen „gestellten“, allzu erklügeltten Eindruck. Dies wird durch die mehrfache Variation des gleichen Vorwurfs auf mehreren Bildern erhöht und verstärkt.

Eine still verhaltene Kraft lebt in den Zeichnungen von Hans v. Marées. Er ist ein Vorläufer, der zu seiner Zeit und noch jetzt wenig Anerkennung fand. Die Weichheit seiner Linien ist nicht Schwäche, sondern innere Vändigung. Ihm verwandt ist Karl v. Bidoll. Und von da geht ein Weg u. v. Hofmann, von dem diesmal nur drei kleine Pastelle da sind, die nichts Neues geben. Zu dem weichen Fluß der Linien tritt bei ihm die leuchtende Mannigfaltigkeit der Farbe.

Der Schwede Zorn ist groß im Porträt. Er schwankt und wäht und zaudert nicht. Gerade geht er auf sein ernstes Ziel los. Nicht so sachlich und kräftig ist der Amerikaner John W. Hillier. Er läßt seiner Persönlichkeit mehr Spielraum, ist feiner, vielleicht aber nicht so wurzelseht. Ein historisches Interesse festelt bei Turner. Er löste die festen Formen in Farben auf. Doch vermissen wir schon jetzt etwas bei ihm. Es stört ein Juwel der Farben. Die rechte Einigung fehlt, die Atmosphäre, wie wir sie jetzt schon sehen und geben. Am feinsten wirkt das Aquarell „Venedig“, hingehaucht in sparsamsten Farben.

Die Zeichnungen von A. Rubin, aus denen man jetzt absolut etwas machen will, sind zu leichte und billige Augenblicksware. So sehr sie vielleicht augenblicklich wirken — diese erdachten Räume und erzwungenen Halluzinationen — so wenig halten sie an.

Noch nenne ich Orsil, Israels, den zur Zeit nach dem Gang der Mode stark überhäufigen Korinth, Brandenburg, Valuschet und Zille, dessen Vorstadtypen wohl wichtig sind, aber dafür auch oberflächlich.

Die zwei neuen Radierungen, die Klinger giebt — eine Scene aus dem Krankenhaus mit grandioser Wucht hingestellt und eine gedankenreiche Symbolisierung schwerer innerer Fragen — zeigen keine neue Seite. Wohl aber die Riesche-Büste, die im Eingangssaal steht. Klinger hat vermieden, was bei Riesche so nahe zu liegen scheint, das allzu starke Hervortretenlassen eines einzelnen Charakterzuges. Doch wird er damit nicht flach. Er wägt beides richtig ab und stellt eine Gerechtigkeit her. Es ist ein kraftvolles Werk voll reifer Fülle und zwingt einfach zur Bewunderung. Prachtvoll ist die Stirn. Ruhe und Vändigung spricht aus den Zügen, Herrschaft über sich selbst.

Noch erwähne ich die Bronzegruppe „Jugend“ von M. Levi und den in Haltung und Modellierung vollendeten Stier von Tuailon. —

(Nachdruck verboten.)

Der Retter.

Von C. G. Gluck. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Ort der Handlung: das Polizeibureau des XXIII. Arrondissements — ein Stadtbezirk, dessen Polizeirapporte stets kürzer sind als die sämtlicher andrer Arrondissements. Niemals ist hier ein nennenswerter Diebstahl, niemals ein Mordversuch, niemals eine nervenaufregende Feuersbrunst zu verzeichnen; nur von Zeit zu Zeit einmal ein Unfall ohne ernstere Folgen: ein überfahrner Hund, ein durch die elektrische Leitung der Straßenbahn getötetes Pferd oder dergleichen.

Ungeachtet dieses Mantos an sensationellen Geschehnissen ist der Herr Polizeikommissar des XXIII. Arrondissements doch vielleicht der beschäftigteste Mann von ganz Paris; beschäftigt allerdings nicht als Beamter, sondern als Schriftsteller. Er ist ein überaus fruchtbarer lyrischer Dichter. Freilich füllt er weder die Zeitungen mit den Kindern seiner Muse, noch betraut er die Verleger mit der Verbreitung derselben; nein, er dichtet hauptsächlich zu seiner eignen Befriedigung, einem dunklen, tiefinnerlichen Drange folgend, ohne nach Gold und Lorbeeren zu trachten — notgedrungenweise, weil Zeitungen und Verleger seine Geisteskinder beharrlich verschmähen. Augenblicklich befaßt er sich mit einem Gedicht, dessen Titel er bereits gefunden hat. „Suzons Reise“ soll das Poem heißen. Die drei ersten Zeilen stehen schon auf dem Papier:

Eines Tages floh klein Suzon
Heimlich, heimlich nach Barbuzon,
Nach Barbuzon mit dem Liebsten . . .

Der vierte Vers macht Schwierigkeiten. Vergebens wiederholt der Poet mechanisch: „Mit dem Liebsten! Mit dem Liebsten!“ Die Inspiration will nicht kommen. Plötzlich schlägt er sich vor die Stirn. Wichtig! Es ist kalt, und die Kälte ist der Inspiration nicht günstig. Er erhebt sich, legt etwas Holz in den Ofen und wirft einen Blick auf den Thermometer vor dem Fenster: Donnerwetter! Zwei Grad unter Null! Dann kehrt er zu seinem Schreibtisch zurück, setzt sich und greift von neuem zur Feder.

In diesem Augenblick wird an die Thür geklopft. Der Kommissar (schon übler Laune bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer Störung): „Herein!“ Der Sekretär (sehr geschäftig): „Herr Kommissar!“ Der Kommissar: „Ich habe keine Zeit!“ Der Sekretär: „Aber Herr Kommissar!“ Der Kommissar: „Ich habe keine Zeit, sage ich Ihnen!“ Der Sekretär: „Aber Herr Kommissar! Ein Selbstmordversuch . . .“

Der Kommissar: „Wa—a—as?“ (Höchst erstaunt): „In unsrem Revier?“

Der Sekretär: „Ja wohl.“
Der Kommissar: „Hm . . . hm . . . Das ist aber doch äußerst . . . äußerst seltsam.“

Der Sekretär: Ein Mann hat sich zu ertränken versucht. Ein Vorübergehender hat ihn herausgezogen.“

Der Kommissar: „Nun, und . . .“
Der Sekretär: „Nun, und . . . Sie müssen den Netter natürlich beglückwünschen, ihm . . .“

Der Kommissar: „Das ist mir aber sehr fatal! Ich bin mit Arbeit überhäuft!“

Der Sekretär: „Trotzdem — es ist unerlässlich!“
Der Kommissar: „Glauben Sie?“

Der Sekretär: „Aber sicher!“
Der Kommissar: „Gott! Welch ein Leben! . . . Keine Sekunde Ruhe! . . . Ich bin mit Arbeit überhäuft, buchstäblich überhäuft . . . (Erhebt sich mit einem Ausdruck des Bedauerns von seinem Sessel.) Na meinnetwegen!“

Gefolgt von seinem Sekretär betritt er die Wachtstube. Hier sind zwei Schutzleute angelegentlich damit beschäftigt, Wiederbelebungsversuche an einem Menschen anzustellen, der betäubt und total durchnäßt auf einer Tragbahre liegt. Ein anderer Mann, ebenfalls durchnäßt, giebt gute Ratschläge, während er sich seiner Kleider entledigt und sie zum Trocknen an den Ofen hängt. „Sie müssen ihm die Zunge herausziehen! . . . Noch mehr! . . . Noch mehr! . . . So! . . . Gleich wird er wieder zu sich kommen! . . . Donnerwetter ja! ein nettes Bad! . . . Wie naß man bei so etwas wird!“

Ein Schutzmann: „Der Herr Kommissar!“ (Begrüßungen.)

Der Herr: „Ah! sehr erfreut! (Sich vorstellend.) Jfidor Tabot, Rue Notre-Dame Lorette Nr. 22.“

Der Kommissar (zeigt auf den Mann, den man ins Leben zurückzurufen sucht): „Haben Sie diesen . . .?“

Tabot (sich in die Brust werfend, stolz auf seine Heldenthat): „Ja wohl, ich, Herr Kommissar! (Mit großer Zungengeläufigkeit) Ich habe diesen Mann einem sicheren Tode entzogen! Ich spazierte an der Seine entlang, als ich plötzlich sehe, wie ein Mensch, der schon einige Augenblicke mit verfürten Mienen am Ufer hin und her gegangen ist, sich in den Fluß stürzt.“

Der Kommissar: „Zur Sache! Zur Sache! Fassen Sie sich kurz!“

Tabot: „Nur der Stimme der Pflicht gehorchend und ohne daran zu denken, welche Folgen dieses eifrige Bad für mich haben kann, stürzte ich mich im nächsten Moment ebenfalls in den Strom. Ich tauche unter und . . .“

Der Kommissar (ungeduldig): „Und paden dieses Individuum?“

Tabot: „Rein, ich packe zunächst noch garnichts.“

Der Kommissar (erstaunt): „Wie?“

Tabot: „Erst beim dritten Untertauchen gelingt es mir, den Unglücklichen zu ergreifen . . . und ihn dem seuchten Grabe zu entreißen!“

Der Kommissar: „Sie besitzen eine beneidenswerte Gesundheit!“

Tabot: „Mein Gott! es geht mir ja so leidlich. Vor allen Dingen mein Temperament . . .“

Der Kommissar: „Sie mißverstehen mich. Wenn ich sage: „Sie besitzen eine beneidenswerte Gesundheit!“ meine ich damit: „Was Sie da gethan haben, ist einfach lächerlich!“

Tabot (verwirrt): „Wie?“

Der Kommissar: „Wenn Sie eine ordentliche Lungenentzündung bekommen, werden Sie jedenfalls wissen, woher Sie sie haben.“

Tabot: „Aber . . .“

Der Kommissar: „Das wird Ihnen ganz dienlich sein!“

Tabot: „Verzeihung, aber . . .“

Der Kommissar: „Das wird Sie lehren, ein zweites Mal bei solcher Temperatur nicht zu baden.“

Tabot (enttäuscht): „Na, das ist aber doch zu stark!“

Der Kommissar: „Wie beliebt?“

Tabot: „Ich sage, das ist aber doch zu stark! Wie! Ich riskiere mein Leben, um das eines Mitmenschen zu retten, und Sie machen mir hier Vorwürfe statt . . . statt mir Worte des . . . des . . . wie soll ich mich ausdrücken? . . . des Lobes, der Anerkennung . . . kurz! ein paar freundliche Worte zu sagen!“

Der Kommissar: „Ich bin offen.“

Tabot: „Sie könnten sich Ihre Offenheit für eine bessere Gelegenheit sparen!“

Der Kommissar: „Ei, sieh mal an! Wir brauchen Ihre Belehrung nicht! Wer hat Sie gebeten, sich in den Fluß zu stürzen?“

Jah nicht, sollte ich meinen. Wer hat Sie gebeten, hierher zu kommen und die ganze Stube unter Wasser zu setzen, he? Jah vielleicht? Eine nette Verfassung übrigens, in der Sie sich einem Polizeikommissar präsentieren! Sie stören mich, verehrter Herr; Sie stören mich bei einer sehr wichtigen Arbeit! Kommen hierher und wollen mir einreden, Sie hätten ein Rettungswerk vollbracht."

Tabot: "Jah will Ihnen einreden?"

Der Kommissar: "Haben Sie Zeugen?"

Tabot: "Nein."

Der Kommissar: "Na also!"

Tabot: "Mir scheint . . ." (er zeigt auf seine zum Trocknen aufgehängten Kleider.)

Der Kommissar: "Wichtig! Sie sind durchnäßt! Das ist etwas, wenn auch nur eine Spur von einem Beweis. Jah will Ihnen also glauben."

Tabot: "Gott, wie freundlich!"

Der Kommissar (streng): "Jah verbitte mir jede ironische Bemerkung! Vergessen Sie nicht: ich habe mich hier nicht vor Ihnen zu verantworten, sondern umgekehrt — Sie vor mir!"

Tabot (lächelnd): "Aha! Ich merke schon! Als Belohnung für meine That werden Sie mich wahrscheinlich noch ins Loch sperren, nicht wahr?"

Der Kommissar: "Kann sich alles ereignen. Wäre vielleicht nicht das erste Mal, daß Sie ins Loch spazierten, wie?"

Tabot: "Mein Herr!"

Der Kommissar: "Ihr Glück, daß ich in diesem Augenblick gerade mit Arbeit überhäuft bin. Wenn ich nicht so schrecklich beschäftigt wäre, würden Sie mir nicht so leichten Kaufs entweichen."

Tabot (wütend): "Entweichen?"

Der Kommissar: "Jawohl! — entweichen! Eine Untersuchung über Sie würde vielleicht Resultate zu Tage fördern. . ."

Tabot: "Herr Kommissar, Ihr Benehmen ist einfach. . .! Jah werde mich beschweren!"

Der Kommissar: "Wie meinen Sie? Sie werden sich beschweren?"

Tabot: "Jawohl! Jah habe Beziehungen. . ."

Der Kommissar: "Ei, sieh mal an! Einschüchtern will mich der Herr? Na, da wollen wir doch mal gleich . . . (brutal) Ihr Namen! Stand! Wohnung!"

Tabot: "Jidor Tabot, Rentier, Rue Notre-Dame-de-Lorette Nr. 22."

Der Kommissar: "Rentier?"

Tabot: "Allerdings!"

Der Kommissar: "Ein eigenartiges Vergnügen für einen 'Rentier', bei zwei Graden unter Null in die Seine zu springen!"

Tabot: "Durchaus kein Vergnügen!"

Der Kommissar: "Freilich nicht! Eben deshalb ist die Geschichte verdächtig, höchst verdächtig! (Pause.) Sie kannten dieses Individuum nicht, welches absolut nicht zum Bewußtsein kommen will? Oder richtiger ausgedrückt: welches fortdauernd Bewußtlosigkeit simuliert?"

Tabot: "Natürlich nicht!"

Der Kommissar: "Ist das auch wahr?"

Tabot (zuckt die Achseln).

Der Kommissar: "Und das soll ich Ihnen glauben? Jah soll glauben, ein 'Rentier' sei dumm genug, bei zwei Graden Kälte ins Wasser zu springen, einen Natarah oder gar eine Lungenentzündung zu riskieren, bloß um einen Menschen zu retten. . ., den er nicht einmal kennt? Na, nun will ich Ihnen mal sagen, wie die Sache in Wirklichkeit liegt: Sie sind gar nicht Rentier; dieser Mann ist ein falscher Selbstmörder, und Sie sind sein Komplize! Er hat den Selbstmord fingiert, damit Sie die Rettungsprämie einstreichen können, 25 Franks, die Sie später untereinander teilen werden!"

Tabot (sich mit Mühe beherrschend): "Jah sehe, daß ich mich hier in einem Irrenhause befinde."

Der Kommissar: "Das nicht, aber Sie werden sich bald im Gefängnis befinden."

Ein Schuhmann: "Jetzt kommt er wieder zu sich!"

Alle nähern sich. Der Mann öffnet die Augen, seufzt, schließt die Augen, seufzt wieder, öffnet die Augen von neuem und richtet sich mühsam auf.

Der Selbstmörder: "Wo bin ich?" (Er blickt sich erstaunt um.)

Ein Schuhmann: "Na, Freundchen, gehts jetzt besser?"

Der Selbstmörder: "Ja. . . (Pause) Wie kommt es, daß. . .? (Mit leiser Stimme): Ah, jetzt erinnere ich mich!"

Ein Schuhmann: "Hier! Trinken Sie!"

Der Selbstmörder (trinkt): "Schlechter Rum. . . Sehr schlechter Rum. . . Aber er wärmt."

Ein Schuhmann: "Noch einen Schluck?"

Der Selbstmörder: "Ja. (Er trinkt.) Danke! (Pause.) Wer ist denn der unverfälschte Kerl, der sich erlaubt hat, mich aus dem Wasser zu ziehen?"

Tabot (bestürzt): "Wie?"

Der Kommissar (auf Tabot zeigend): "Hier steht Ihr Retter!"

Der Selbstmörder (zu Tabot): "Also Sie! Na — ich danke Ihnen nicht!"

Der Kommissar: "Ausgezeichnet!"

Der Selbstmörder: "Ja, ja. . . rollen Sie nur die Augen, als wollten Sie mich auffressen — es ist doch so: ich danke Ihnen nicht!"

Tabot: "Die Sache ist ja niedlich!"

Der Selbstmörder: "Jah frage Sie: mit welchem Recht mischen Sie sich in meine Privatangelegenheiten? Jah stürze mich ins Wasser, um einem unerträglichem Leben ein Ende zu machen, und da kommen Sie auf die närrische Idee, mich wieder herauszufischen!"

Tabot: "Wenn ich gewußt hätte."

Der Selbstmörder: "Wenn Sie gewußt hätten? . . . Sie hätten sich doch sagen müssen: ein Mensch, der sich das Leben nimmt, wird schon seine Gründe dazu haben! (Zum Kommissar) Herr Kommissar, das Dasein ist mir zuwider. Jah bin erst dreißig Jahre alt, aber mir ist alle Lust am Leben geraubt. Jah besitze Bildung, aber keine Stelle! Uebrigens ist das letztere meine Schuld! Jah will nämlich nichts arbeiten, nichts thun, selbst nicht etwas Schlechtes. Jah habe immer nur einen Lebenszweck gekannt: Trinken! Jah bin Alkoholiker! Alkoholiker vom reinsten Wasser, wenn ich mich so ausdrücken darf. . . Jetzt habe ich aber kein Geld mehr zum Trinken — ich ziehe also vor, Schluß zu machen. Das ist doch mein Recht, denke ich?"

Der Kommissar: "Selbstverständlich! Ihr gutes Recht!"

Der Selbstmörder: "Na also! Wir leben doch in einer Republik, zum Teufel!"

Der Kommissar: "Selbstverständlich!"

Tabot (sich in die Nase kneifend): "Unmöglich! Jah bin das Opfer eines bösen, quälenden Traumes. . . oder ich bin in einem Irrenhaus!"

Der Selbstmörder: "Keine Grobheiten, Sie! Uebrigens — ich errate, warum Sie mich aus dem Wasser gezogen haben. Um die Rettungsprämie einzustreichen, natürlich!"

Tabot (niedergeschmettert): "Auch er!"

Der Kommissar: "Sehen Sie wohl!"

Der Selbstmörder: "Das ist doch klar! Um die Prämie einzustreichen und vom Herrn Kommissar belobt zu werden."

Tabot (bitter): "Die Belobung habe ich schon weg!"

Der Selbstmörder: "Und um Ihren Namen in den Zeitungen zu lesen. Ja, zum Teufel! Glauben Sie, daß ein Mensch sich die Mühe macht, sich ins Jenseits zu spedieren, bloß damit Sie 25 Franks verdienen und. . .?"

Tabot (die Augen zur Decke erhebend): "Mein Gott! Warum habe ich bloß schwimmen gelernt?"

Der Selbstmörder: "Damit Sie bei Gelegenheit mal die Rettungsmedaille bekommen! (Die Arme kreuzend:) Was soll ich nun anfangen?"

Tabot: "Aehren Sie zum Fluß zurück. Jah werde mich hüten, ein zweites Mal. . ."

Der Kommissar: "Pfu, mein Herr! Sie besitzen kein Herz!"

Der Selbstmörder: "Und noch weniger Verstand. Glauben Sie denn, daß es so leicht ist, sich das Leben zu nehmen? Den Mut hat man wohl einmal — nicht zweimal!"

Tabot (welcher sich dem Bahnhum nahe fühlt): "Also. . .?"

Der Selbstmörder: "Also mir scheint, daß Sie verpflichtet sind. . ."

Tabot: "Vielleicht Ihnen Schadenersatz zu leisten?"

Der Selbstmörder: "Allerdings. Eine angemessene Entschädigung."

Der Kommissar: "Er hat Recht."

Der Selbstmörder: "Zunächst haben Sie mir meinen Paletot beschädigt."

Der Kommissar: "Stimmt."

Der Selbstmörder: "Was sage ich? Beschädigt? Total ruiniert ist er! Nicht mehr zu brauchen!"

Der Kommissar: "Warum haben Sie ihm seine Sachen verborgen?"

Tabot (sich anziehend): "Jah gehe. Jah fürchte, sonst passiert hier noch ein Unglück!"

Der Selbstmörder: "Aber vorher bezahlen Sie!"

Der Kommissar (zu Tabot): "Jah rate Ihnen zu einem gütlichen Vergleich."

Tabot (vor Mut heulend): "Mag er die Prämie nehmen! Mag er doch die Prämie einstreichen, zum Donnerwetter!"

Der Selbstmörder (einen Schrei ausstößend): "Großer Gott! Wo. . . wo ist mein Hut. (Allgemeine Aufregung. Man sucht den Hut.) Sollten Sie vielleicht zufällig meinen Hut im F. H. gelassen haben?"

Tabot (schwach): "Muß ich Ihnen den Hut auch bezahlen?"

Der Selbstmörder: "Natürlich!"

Der Kommissar: "Falls Sie es nicht vorziehen, ihm Ihren Hut zu geben."

Tabot (ganz leinlaut): "Hier sind fünf Frank."

Der Selbstmörder: "Fünf Frank! Fünf Frank! Wo denken Sie hin (sehr würdig): Ein Hut, der noch von meinem Großvater stammt!"

Tabot (schreiend): "Was wollt Ihr noch? Meinen Kopf? Meinen Verstand? Er ist futsch!"

Der Kommissar (väterlich): "Was habe ich Ihnen gesagt? Geben Sie, mein Herr! Und lassen Sie sich das als Warnung für die Zukunft dienen!" —